

Die Apostel kehrten zu Jesus zurück.
Sie berichteten ihm, was sie alles getan hatten.
Dann nahm er sie mit sich.
Er brachte sie in die Gegend bei der Stadt Betsaida,
um mit ihnen allein zu sein.
Als die Leute davon erfuhren, folgten sie ihm.
Jesus ließ sie zu sich.
Er erzählte ihnen vom Reich Gottes
und machte alle gesund, die Heilung brauchten.
Als es Abend wurde, kamen die Zwölf zu Jesus und sagten:
»Schick doch die Leute weg.
Dann können sie zu den umliegenden Dörfern und Höfen ziehen.
Dort finden sie eine Unterkunft und etwas zu essen,
denn wir sind hier in einer einsamen Gegend.«
Jesus antwortete:
»Gebt doch ihr ihnen etwas zu essen!«
Da sagten sie:
»Wir haben nicht mehr als fünf Brote und zwei Fische.
Oder sollen wir etwa losgehen
und für das ganze Volk etwas zu essen kaufen?«
Es waren nämlich ungefähr 5000 Männer.
Da sagte Jesus zu seinen Jüngern:
»Sorgt dafür, dass sich die Leute zum Essen niederlassen –
in Gruppen zu etwa fünfzig.«
So machten es die Jünger, und alle ließen sich nieder.
Dann nahm Jesus die fünf Brote und die zwei Fische.
Er blickte zum Himmel auf und dankte Gott dafür.
Dann brach er sie in Stücke und gab sie den Jüngern.
Die sollten sie an die Volksmenge austeilen.
Die Leute aßen, und alle wurden satt.
Dann wurden die Reste eingesammelt,
die sie übrig gelassen hatten – zwölf Körbe voll.

Evangelium Lukas 9:10-17

Liebe Gemeinde,

wer heute 14 Jahre alt ist, hat ein anderes Weltbild und eine andere Zukunftsvorstellung als ich.

Denn seit 14 Jahren leben wir im Krisenmodus.

Erinnern Sie sich noch an Lehman Brothers?

Damit fing es an.

Es folgten Griechenland, die Covid-Pandemie und der Russische Eroberungskrieg.

Das alles begleitet von Megatrends wie wachsenden Migrationsbewegungen und einer fortschreitenden Klimakatastrophe.

Ob New York, Athen, Wuhan oder Moskau:

Alle diese Krisen haben ihren Ausgangspunkt an einem bestimmaren Ort.

Und alle hatten zur Folge, dass Menschen rund um den Globus, die gar nichts mit der jeweiligen Krise zu tun hatten, ihren Job verloren, arm oder krank wurden oder Hunger litten.

Und Staaten, die es sich leisten konnten,

nie gesehenes Geld in die Hand nahmen,

um ganze Volkswirtschaften vor dem Kollaps zu bewahren,

whatever it takes.

Krisenmodus seit 14 Jahren.

Damals haben sich viele noch gefragt: Was geht mich das an, wenn verarmte Häuslebauer in Maryland ihren Kredit nicht mehr bedienen können? Müssen sie eben in eine Mietwohnung ziehen. Spätestens als bei deutschen Autobauern die Arbeit ruhte, sahen wir, wie alles mit allem zusammenhängt.

14 Jahre später schimpfen viele über die Energiepreise, während in anderen Teilen der Welt das Brot ausgegangen oder für zahllose Familien unbezahlbar geworden ist. Oft schimpfen sie auf die Falschen, weil sie Ursache und Wirkung der Energie- und Nahrungsmittelkrise verwechseln.

Was mir die galoppierende Inflation aber auch vor Augen hält:

Wie dicht Überfluss und Mangel beieinander liegen

und wie schnell das Eine in das Andere umschlagen kann.

Und wie letztlich alles von dem Vertrauen abhängt, dass für den Euro, den ich heute erarbeite, morgen noch jemand bereit sein wird, mir etwas zu verkaufen, das diese Arbeit auch wert ist.

Ohne dieses Vertrauen droht die wirtschaftlich-soziale Existenz von uns allen wie ein Kartenhaus in sich zusammenzubrechen.

Um Vertrauen, Mangel und Überfluss geht es in einem Text, der in allen vier Evangelien überliefert ist. Wir hörten vorhin die Version aus dem LUKAS-Evangelium.

Mangel und Überfluss, so höre ich die Erzählung von der wunderbaren Sättigung,

Mangel und Überfluss sind ineinander umwandelbar.

Vertrauen machts möglich.

Nachrechnen darf man nicht.

Fünf Fladenbrote für 5.000 Menschen –

das macht pro Kopf nicht mal ein Gramm Brot.

Es wäre zynisch, jemandem, der Hunger hat, so etwas anzubieten.

Gar nicht zu reden von den homöopathischen Fisch-Mengen pro Magen.

Wie können davon alle satt werden und auch noch zwölf Körbe mit Resten gefüllt werden?

Dazu liefert Lukas keine Erklärung, überlässt es also unserer Phantasie und Kreativität, uns einen Reim darauf zu machen.

Was mir auffällt: Es werden ja durchaus rationale Vorschläge gemacht, wie die Krise entschärft werden könnte:

Lass doch die Leute gehen, dann können sie sich selbst etwas zu essen kaufen. Oder – wenn du sie nicht wegschicken willst – dann kaufen *wir* eben was für die Leute. Nur: Woher das Geld nehmen?

Jesus geht anders an die Krise heran: Erst mal Ruhe bewahren und sich einen Überblick verschaffen: Was ist überhaupt vorhanden? Welche Ressourcen haben wir? Wir legen das jetzt mal alles zusammen.

Dabei kann ich mir gut vorstellen, wie Jesus auf die Vögel unter dem Himmel zeigt und an den himmlischen Vater erinnert, der ja auch noch da ist und schon niemanden verhungern lassen wird.

Gott-Vertrauen.

Wenn jetzt mal nicht soviel da ist, wie wir gerne hätten, dann müssen wir eben mit dem auskommen, was wir haben. Ja, es ist wahr: Was wir im Augenblick haben ist Wenig. Aber dieses Wenige gewinnt dadurch ungeheuer an Wert. Und es kann dadurch, dass wir ihm diesen Wert zuschreiben, sehr viel sein.

Also Jesus nimmt die fünf Brote und die zwei Fische blickt zum Himmel auf und dankt Gott dafür. Dann bricht er sie in Stücke und gibt sie den Jüngern. Die sollten sie an die Volksmenge austeilen. Die Leute aßen, und alle wurden satt.

Vielleicht ist es ja das, was aus Mangel Überfluss werden lässt: Zum Himmel aufblicken, danken und austeilen.

Ich kann mir gut vorstellen, wie andere, die doch noch etwas hatten, dieses dazulegten, sodass das Wenige immer mehr wurde.

Es gibt auch Dinge, die vermehren sich dadurch, dass ich sie teile. Ein Buch, eine Musik, ein Bild. Aber auch Freude, Liebe und Glück können wir mindestens verdoppeln, wenn wir sie mit jemandem teilen.

Ich glaube, in jeder Krise gibt es auch die Chance, einen Blick für Dinge zu bekommen, die ihren Wert behalten oder sogar an Wert gewinnen.

Geld verliert gerade an Wert – im Augenblick ist es ein Zehntel pro Jahr, das heißt ein Hundert Euro Schein ist in sieben Jahren nur noch soviel Wert wie heute ein 50 Euro Schein.

Auf der anderen Seite gewinnt an Wert: Vertrauen. Eigentlich ein zwischenmenschlicher und religiöser Wert, aber in der Krise das Zauberwort für Politik und Wirtschaft.

Und das Danken, das ich fast schon vergessen hätte,
weil ich mich an die Segnungen des Lebens wie an eine
Selbstverständlichkeit gewöhnt habe.

Spätestens seit dem 24. Februar wissen wir,
das gar nichts mehr selbstverständlich ist.
Die freiheitliche Demokratie nicht.
Und der Frieden in Europa auch nicht.

Was mich als Seelsorger ratlos zurücklässt:
Anstelle von Solidarität und Empathie mit den Betroffenen
dominiert oftmals die Angst um die Eigene den Diskurs.

Der Blick zum Himmel kann davon vielleicht frei machen.

Denn anders als die heute 14jährigen, habe ich noch eine Zeit der
Berechenbarkeit und Verlässlichkeit erlebt.

Der Blick zum Himmel stärkt nämlich nicht nur meine Solidarität und
Empathie mit denen, die jetzt von Menschheitsverbrechen betroffen sind.

Der Blick zum Himmel stärkt auch meine Hoffnung, dass es ein Danach geben
wird.

Ein Danach, in dem Menschen sagen, es hat sich gelohnt für die Freiheit zu
kämpfen – oder zu frieren.

Ein Danach, in dem sich die Erde weiter dreht, wieder gesät und geerntet wird
und ich mich wieder an die Selbstverständlichkeiten des Lebens gewöhne
und diese dann hoffentlich zu schätzen weiß.